

Augenblicke unmöglicher Freiheit.

Eine Nachschreibung am Beispiel Eiger - B.A.S.E.

anfangen

Bei einem Z'vieri mit Tee, Zopf nach Hausfrauenart und Bergkäs von der Bussalp erzählt der 85-jährige Dorfchronist und Eigerarchivar Rudolf Rubi aus Grindelwald, dass er nur eine halbe Stunde länger ausharren hätte müssen, um die Kletterer abstürzen zu sehen.¹ Denn seit 1934 wird nahezu jeder Einstieg registriert, wobei der Gipfel selbst, er ist 3970 Meter hoch, nichts zählt im Vergleich zu seiner mächtigen Nordwand, der Eigerwand. Sie steht neben Mönch und Jungfrau im Berner Oberland und kam im September 1999 in die Wohnzimmer. Damals übertrug man zwei Tage lang, non stopp zwei Seilschaften bei ihrer Durchsteigung. Eine Analyse dieses Medienereignisses würde sich lohnen, was hier aber nicht geschieht. Im Folgenden steht weder das Reality-TV, noch der Mythos dieser Wand oder ihre Geschichte im Mittelpunkt,² sondern das alles weicht zurück und gibt nur die Kulisse ab für ein anderes Schauspiel.³ Dieses Schauspiel wurde auf Video aufgezeichnet und bildet das Material für mein Nachdenken über zwei Menschen, Hannes Arch und Ueli Gegenschatz, die in die Tiefe des Eigers springen.⁴ Das war ein Jahr nach der Live-Übertragung, im Oktober 2000 als der erste Schnee bereits die Gipfel und Grate rundum mit Schnee bedeckte.

¹ Vgl. Anker 1998, 5

² Vgl. dazu Peskoller 1999³a, insbes. 310ff

³ Vgl. Peskoller 2007d

⁴ Der Fachbegriff dazu heißt B.A.S.E. - Jumping und das ist 20 Jahre alt, kommt aus Amerika und handelt von einer exklusiven Variante des Springens, das wie beispielsweise Höhlentauchen, Felsklettern, Eisklettern oder Expeditionsbergsteigen dem Abenteuer- und Extremsport zugerechnet werden kann, wobei zwei Geographen nach ihrem Kriterienkatalog wie zentrales Merkmal (Kick durch extreme Situationen), Raumbezug (unspezifisch, Thrill liegt in der Handlung selbst), Raumwirkung (überwiegend kurzzeitig), Training/Vorbereitung (möglich, i.d.R. nicht vorhanden) und Risiko (sehr hohes Risiko) zu einem anderen Schluss kommen und meinen, dass es sich beim B.A.S.E. - Jumping um einen Thrill Sport dreht (vgl. Egner/Kleinhaus 2000, 59 und 67). Dem würde ich nicht zustimmen, wenn es um das Kriterium des Trainings und der Vorbereitungen geht. Sie sind – wie beim Abenteuer- und Extremsport auch – eine unabdingbare Voraussetzung für die eigene Sicherheit. So hat im konkreten Fall einer der Springer mit 16 Jahren den Pilotenschein gemacht und in den letzten 20 Jahren mehr als tausend Flüge mit verschiedenen Flugzeugtypen, aber auch mit dem Fallschirm, Drachen und Paragleiter hinter sich gebracht, zudem ist er ein guter Sportkletterer gewesen und immer noch Berg- und Schifführer. Um zu diesen entlegenen Absprungstellen zu gelangen, muss mitunter hochalpines Gelände betreten und sicher bewältigt werden, denn nicht jeder Sprung wird gefilmt und dafür üblicherweise dann ein Helikopter eingesetzt. B.A.S.E.-Jumping ist nicht Bungee-Jumping und darf damit auch nicht verwechselt werden. Beim Letzteren bereitet der professioneller Dienstleister alles vor und er sichert alles ab, man braucht ihn nur zu bezahlen, sich anseilen und den Sicherheitscheck durchführen zu lassen und auf Kommando über Brücken, Staumauern oder Kräne springen. Beim B.A.S.E.-Jumping wird unangeseilt gesprungen, nicht von einem beweglichen Objekt in der Luft wie das beim Fallschirmspringen geschieht, zudem gibt es nur einen Schirm und keinen in Reserve. Die Anfangsbuchstaben der Objekte, die für einen Sprung auszuwählen sind, setzen den Terminus zusammen: es sind Gebäude (building), Funktürme (antenna tower), Brücken (span) und Berge/Boden (earth). Die sportlich

Den beiden Springern folge ich mit Hilfe von Bildern⁵ und Gesprächen,⁶ die Fragestellung lautet: *Welche Freiheit bringt sich hier wodurch zur Wirkung?*⁷ Angenommen wird, dass es sich um eine Freiheit handeln muss, für die es sich lohnt, ein großes Risiko einzugehen. Stimmt das nicht, sind dem Verstehen von vornherein enge Grenzen gesetzt. Trifft diese Annahme aber zu, bestünde die Herausforderung in der Übersetzung dessen, was die Springer unmittelbar erleben und das ist nicht nur ein sprachliches, sondern auch ein methodisches Problem, weshalb das zu diesen Zwecken entwickelte und angewandte Verfahren in die Reflexion einzubeziehen ist.⁸ Dass das Erleben intensiv ist, bestätigen die Befunde der Vorarbeiten⁹ und das hat dieses Verfahren auch zu berücksichtigen. Unterstellt wird, dass an dem Zustandekommen der Intensität die Körper mit ihrer Fähigkeit sich zu bewegen, wahrzunehmen, zu empfinden und zu erinnern beteiligt sind und deswegen Teil des Verfahrens, Gegenstand und ihr Methodehorizont sein müssen.

Der *Exkurs: Zuschauen und Nachschreiben*, um nun zur Gliederung meines Beitrags zu kommen, greift die Frage nach den Körpern und ihrer Beteiligung am Erkenntnisprozess auf und diesem methodologischen folgt dann ein kulturgeschichtlicher Streifzug *Vom Fliegen in der Luft*; beide Exkurse sind Teil eines Kapitels, das vom *Sinken* handelt und den Kapiteln über das *Schweben*, *Stürzen* und *Aufhören* vorgeschaltet ist. Den einzelnen Sprungphasen in

wichtigste Spielregel besteht darin, den Schirm so spät wie möglich zu öffnen, das sind 50 oder 40 Meter vor dem Aufprall, wobei diese Metermarke nirgendwo angebracht ist, sondern durch ein inneres Timing erkannt werden muss. Die größte Gefahr liegt wegen der hohen Geschwindigkeit in der Verkennung dieses magischen Zeitpunktes, in dem exakt zu handeln und die Leine zu ziehen ist. Bleibt diese Handlung aus, öffnet sich der kleine Fallschirm nicht oder falsch, d.h. hin zur Wand, dann wäre der Ausgang tödlich.

⁵ Unter „Bilder“ wird hier Unterschiedliches verstanden: Farbfotographien von Thomas Pfeifer, Videostills aus der Dokumentation *Eiger – B.A.S.E.*, die auch als Metaphern gelesen werden können, Erinnerungsbilder, die durch die Befragung in den Erzählungen der Akteure Gestalt annehmen, einschließlich den Imaginationen derer, die dabei zuhören, zuschauen und forschen, all das ist also Bestand eines Vorgehens, das Exkurs 1 erläutert.

⁶ Nach dem Eigersprung habe ich im Abstand von wenigen Monaten mit Hannes Arch, das ist einer der beiden, zwei narrative und vier themenzentrierte Interviews geführt. Das verbale Datenmaterial von 156 Seiten wurde ausgewertet und bildet mit den Bildern die empirische Grundlage dieses Beitrags, der an vier ältere Beiträge anschließt, den einen oder anderen Gedanken noch einmal aufgreift, vertieft und weiter entwickelt (vgl. Peskoller 2003a, 2004 a, b, c und 2005a).

⁷ Im Unterschied dazu wollte ich z.B. im Beitrag „Der Sprung“ wissen, ob Springen ein Spiel ist (2005a). Auf diese Idee haben mich nicht die Springer gebracht, sie lehnen so eine Vorstellung kategorisch ab, es war Platon. Für ihn hebt das Spiel beim Springen an, weil alle jungen Lebewesen hüpfen und springen, wie er meint. Das hat neulich auch die Sportwissenschaft bestätigt und weiß, dass mit dieser Bewegungsart aufhört, wer erwachsen wird. Konfrontiert man diesen Befund nun mit der Kernthese Johan Huizingas, der die Kultur aus dem Spiel entstehen sieht, drängen sich weiterführende Fragen auf: Sind die Springer erwachsen (vgl. Peskoller 2004b), führen sie sich auf, spielen sie Theater (2003c), vernichten oder produzieren sie Kultur (Peskoller 2005a), ist es der Rausch, der ihren Wagemut zum Sieden bringt oder doch die Nüchternheit, wie verhält sich vergleichsweise dazu ein Solokletterer (vgl. Peskoller 2004c)

⁸ Zuletzt ist das ausführlich in *Außer Gewohnheit. Eine empirische Vergleichsstudie zur subjektiven Ent- und Absicherung in extremen Lebenslagen* geschehen als ein Teilprojekt von insgesamt 13 des Forschungsprojekts *Konglomerationen: Alltagspraktiken subjektiver Absicherung*, das in den letzten beiden Jahren gemeinsam von Bernhard Rathmayr, Maria Wolf und mir entwickelt wurde, geleitet wird und vor seiner Durchführung steht.

⁹ Sie reichen bis zur Diplomarbeit (1981) zurück, umfassen die Dissertation (1988), Habilitation (1996) und inzwischen über 70 Veröffentlichungen und auf einpaar davon werde ich noch hinweisen.

aufsteigender Reihung gemäss muss dann vor dem Sinken über das *Fallen* und vor dem Fallen über das *Abspringen* nachgedacht werden. Das Schwerezentrum liegt allerdings dort, wo ein letztes Mal und das ist kurz vor dem Absprung über die äußeren Umstände und die inneren Zustände zu befinden und Rechenschaft über einen Entscheid abzulegen ist, der den Anforderungen des Sprungs und seinen Konsequenzen stand halten kann. Da Springen gefährlich ist, aber den Akteuren keine Selbstmordabsicht unterstellt wird, muss, so die These, diese abzulegende Rechenschaft gründlich erfolgen, was nur dann der Fall sein kann, wenn die Gefühle und die Beschaffenheit des freien Willens, dem Entschluss und Handlung folgen, in die Prüfung einbezogen werden, was im ersten Kapitel kleinteilig geschieht.

abspringen



10

Der Sprung ist endgültig. Man kann nicht ein bisschen springen und ein bisschen nicht. Deshalb ist bevor die beiden zur Kante vorgingen und zum Absprung ausholen, bereits alles entschieden. Würden sie bis zum letzten Moment, sprich auf den Punkt warten, nach dessen Überschreitung es kein Zurück gibt, wäre es zu spät. Mit der Überschreitung geht die Möglichkeit für einen Rückzug verloren, man kippt über, fällt nach vor und beginnt zu stürzen. Der geübte Springer macht es nicht so, er weiß um diesen kritischen Punkt und überlässt sich ihm nicht nur, sondern konzentriert sich darauf und stößt sich vor seinem Wirksamwerden kräftig ab, weshalb er nicht vornüber kippt und stürzt, sondern aktiv hinaus springt, was auch ohne festen Boden unter den Füßen noch jene Spur von Sicherheit gibt, die er braucht, um seine Lage in der Luft zu bestimmen. Der Geübtere findet die richtige Position rascher als sein Kollege im Bild links von ihm, er zögert etwas.

¹⁰ Aus dem Video „Eiger – B.A.S.E.“ 2000

Dennoch haben beide vorher denselben Trick angewendet. Er besteht darin, sich in den Sprung einzuzählen. 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1 und bevor die Null kommt, muss alles *niedergefahren* sein. Damit ist gemeint, dass der Zweifel verfolgt, das Denken beendet und das Gefühl so beruhigt ist, dass der Körper zu einem Automaten geworden exakt ausführt was er vorher in der Vorstellung x-mal vollzogen hat. Gelänge das nicht, springt niemand, denn sogar beim tausendsten Mal würden die Körper noch aufbegehren, weil sie an die Zumutung des Abgrunds nicht restlos zu gewöhnen sind. Wobei es weniger der Blick in die Tiefe ist, der den Körper erschreckt und in Aufruhr versetzt, viel mehr sind es die Gefühle, die, je näher die Notwendigkeit zur Entscheidung rückt, umso mehr den Körper bedrängen. Mit den Turbulenzen der Gefühle umzugehen sei das Schwierigste, sagt der entschlossene Springer rechts im Bild und damit verglichen sind die objektiven Gefahren wie Höhe, Wind, Wetter oder Thermik eine Kleinigkeit.

In den Abgrund springt freiwillig nur, wer sicher urteilt und sicher urteilen kann, wer nicht aus Angst und Schrecken vorzeitig Leine zieht. Die Springer müssen Meister sein in der Bearbeitung ihrer Gefühle als Bedingung dafür, einen und möglichst den richtigen Entschluss zu fassen. Deshalb ist eines keinesfalls erlaubt und das wäre, sagt einer der Springer, nur ein einziges dieser andrängenden Gefühle nicht zur Kenntnis zu nehmen, Abwehr, Ignoranz oder Verdrängung dulde es keine.

Von diesen und ähnlichen Mechanismen der Entscheidungsfindung sind aber nicht nur diese beiden Männer betroffen. Auch wenn der Eiger zuspitzt und verschärft scheint sich hinter dem besonderen ein allgemeines Problem zu verbergen, das alltäglich auftreten kann, jeden betrifft und um das moralische Subjekt kreist. Das Problem des moralischen Subjekts hängt, das verdeutlicht das Springbeispiel, an der Frage, ob es eine Instanz gibt, die zuständig ist für die Bearbeitung der Gefühle, die ohne sie aus dem Ruder laufen und die Konzentration stören. Gibt es eine solche Instanz, müsste in Folge begreifbar sein, wie es zu dieser Ruhe kommen kann, mit deren Hilfe es gelingt, die nötige Sicherheit in ein Urteil zu bringen.

Um darauf eine Lösung zu finden, verlasse ich den Schauplatz Alltag und Eiger und wende mich der Philosophie zu. In seiner Einleitung zur *Kritik der Urteilskraft* rechnet Immanuel Kant (1724 -1804) alle Formen des Erkenntnisvermögens, das Begehrungsvermögen und das Gefühl von Lust und Unlust dem „gesamten Vermögen des Gemüts“ zu und bekennt sich als Rationalist und Aufklärer überraschenderweise zu diesem Gemüt, wenn er schreibt, „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir

und das moralische Gesetz in mir.“¹¹ Beide Arten der Wahrnehmung, die des Kosmos und die der Wahrnehmung des Sittengesetzes lösen Bewunderung und Ehrfurcht und mithin starke Gefühle aus und sie tun es auf die gleiche Weise, obwohl sich das eine weit draußen und das andere tief drinnen befindet und noch verstärkt wird durch wiederholtes Nachdenken. Im Gemüt versammeln sich die Gegensätze, es verbindet zwei Arten der Wahrnehmung miteinander, geht der Vernunft voran, deren Stimme es hört, für die es empfänglich bleiben und Anlass zum Nachdenken geben soll. Die Bedeutung, die Kant dem Gemüt beimisst, ist zwar groß, bleibt aber widersprüchlich und das zeigt sich daran, dass er das moralische Subjekt schlussendlich nur der *intelligiblen Welt* zuordnet und als eine Instanz aufgefasst, die das moralische Gesetz aus reiner Vernunft schöpft. Das von der Wahrnehmung, den Gefühlen und Erfahrungen getrennte moralische Subjekt muss dann aber auch eine Antwort auf die Frage schuldig bleiben, woher es die Botschaft, dass es überhaupt ein Sollen gibt, demgegenüber es sich verpflichtet fühlt, empfangen kann.¹²

Konsequenter ging Blaise Pascal (1623 - 1662) ans Werk.¹³ Der Mathematiker und Philosoph wusste wie Kant dann auch, dass es einen „Ort“ gibt, wo das Durcheinander des Für und Wider der Beobachtungsdaten, Gründe und Begründungen versammelt, geordnet, gewichtet und bewertet werden müsse, aber im Gegensatz zum Königsberger ließ Pascal das Gefühl als Beweggrund sittlichen Handelns gelten und unterwirft es nicht der Achtung vor dem Gesetz, die sich ihrerseits des Gemüts bemächtigt. Der *Logik der Gefühle* stellt Pascal also auch eine *Logik des Verstandes* an die Seite, tut das aber nicht, um der letzteren die Vorherrschaft einzuräumen. Wäre nämlich Pascal ein B.A.S.E.-Jumper gewesen, hätte er sich wie die gegenwärtigen Springer auch weniger auf die *ordre de la raison* als auf die *ordre du cœur* und den *Geist der Differenziertheit* verlassen. Pascal hat diesen *esprit de finesse* scharfsinnig beschrieben und als *Sinnesschärfe* verstanden, die sich nicht auf abstrakte Allgemeinheiten,

¹¹ Kant 1986, 161, vgl. auch G. Böhme/H. Böhme 1992 und H. Böhme 1989

¹² Vgl. Meier-Seethaler 2001³, 52

¹³ Zwischen Pascal und Kant wäre noch ein dritter zu nennen und das ist Anton Ashley Cooper, bekannt unter Graf von Shaftesbury (1671 – 1713). Als einer der bedeutendsten Moralisten der englischen Aufklärung hat er weder in mönchischer Zurückgezogenheit wie Pascal, noch stationär wie Kant gelebt, sondern ist weit gereist und hat jede Bevormundung durch Theologie und Kirche zurückgewiesen. Im Gegensatz zu dem um mehr als eine Generation älteren Thomas Hobbes (1588 – 1679) hat Shaftesbury kein pessimistisches Menschenbild („der Mensch ist dem Menschen Wolf“), sondern beobachtet das Zusammenleben der Menschen in ihrem Alltag, schildert Personen aller Stände, nimmt mit Sensibilität und Sympathie an ihren schmerzlichen und glücklichen Erlebnissen teil, nennt in seiner Theorie der Gefühle die sozialen Gefühle *natural affections*, bringt sie in Verbindung mit der Beziehung zwischen Mutter und Kind bzw. Primärgruppen und Kind und stellt sie an die erste Stelle. Dort, wo er auf den *moral sense* als autonome Instanz zu sprechen kommt, nimmt er auf die „eingeborene Naturanlage“ erneut Bezug und greift nicht auf ein „Gewissen“ platonischer oder christlicher Provenienz zurück. Der Sinn für Recht und Unrecht ist aber deshalb für ihn nichts Festgelegtes, sondern ein Grundvermögen, das der ständigen Übung und Kultivierung bedarf (vgl. Meier-Seethaler 2001³, 43ff)

sondern stets auf die konkrete Situation bezieht.¹⁴ Deshalb kommen seine Urteile nicht durch festgelegte Regeln zustande, wie sie für den Verstand bezeichnend sind, der die Gegenstände aus einer inneren Distanz beurteilt, sondern der Erkenntnisakt des Herzens nimmt an den Dingen Anteil.¹⁵ Durch die Anteilnahme entwickelt sich ein sensibles inneres „Messgerät“, das eingestellt ist auf sein Gegenüber und dabei jede Regung und Empfindung registriert, die durch das Gegenüber oder die Umgebung und jede Art von Bewegung hervorgerufen wird. Mit Hilfe dieser feinen Beobachtung, die seismographisch auf die Wandelbarkeit des Lebendigen antwortet und der man sich aus Sicherheitsgründen überlässt, weil sie für jede Störung anfällig bleibt, weitgehend ungefiltert und bis zum Schluss informiert, gelangt nach und nach jene Sicherheit in ein Urteil, von der einer der Springer spricht, wenn er von sich sagt, „Ich springe nur dann runter, wenn ich weiß, dass es gut geht. Ich würde nicht springen, wenn der Ausgang unbestimmt ist und ich es sozusagen darauf ankommen ließe“.

Gibt es etwas, das der Gewissheit vorangeht und diese feinsinnige Messung veranlasst? Der Springer antwortet darauf spontan und sagt, es sei die simple Frage *Soll ich springen oder nicht?* Von der Eindeutigkeit ihrer Beantwortung hänge ab, ob gesprungen oder die Aktion abgebrochen, das Zeug zusammengepackt und abgestiegen wird. Was heißt das genauer, dass die Sollensfrage entscheidet? Ich versuche hier eine mögliche Antwort anzudenken: Die Frage *Soll ich springen oder nicht* bringt „Material“ in Bewegung und zwar von mindestens zwei Seiten, die aufeinander zu beziehen sind. Einerseits geht es um den Springer, der oben an der Kante steht und endgültig klären muss, was er will und tut. Andererseits ist diese Klärung nicht vorzunehmen ohne zu wissen, was er kann und sich erlauben darf. Das wiederum entscheidet nicht mehr nur der Springer für sich allein, sondern das Regelsystem einer Gesellschaft, der er zugehört und aus der er sich auch am entlegensten Ort der Welt nicht absentieren kann. Ob er springen soll oder nicht heißt immer auch danach zu fragen, wie wer über ihn urteilt, wenn der Sprung gut oder auch schief geht. Geht er schief, bekommt der Springer vom Urteil der anderen nichts mehr mit, weil er ihn nicht überlebt, was aber nicht zwangsläufig bedeutet, die anderen gleich gar nicht einzubeziehen und dasselbe gilt für ein geglücktes Vorhaben. In beiden Fällen mögen zwar die anderen nicht den Ausschlag geben, aber aufgrund der Tatsache, dass und wie er sich selbst befragt, sind sie bereits vorhanden. Dass es schlussendlich nicht auf die anderen und auch nicht nur auf ihn selbst ankommt,

¹⁴ In seiner lateinischen Wortbedeutung weist *Differenziertheit* auf das Werten und Abwägen hin und Pascal hat das in seinen Ausführungen über das ethische und ästhetische Empfinden auch so akzentuiert und die Philosophin und Psychologin Carola Meier-Seethaler schlägt vor, den Begriff der Differenziertheit als die Feinheit der Reaktionsfähigkeit auf komplexe Sachverhalte zu verwenden (vgl. ebd., 36)

¹⁵ Vgl. Peskoller 2007a

glaube ich dem Springer, wenn er sagt, dass es auf den Augenblick ankommt, in dem plötzlich Klarheit herrscht. Auch wenn man zu dieser Klarheit Intuition sagen würde, ist noch nicht geklärt, wie dieser besondere Augenblick zustande kommt. Sicher ist, dass ihn die Sollensfrage vorbereitet hat und dieser Augenblick auf eine der Dimensionen von Freiheit verweist, die sich ihrerseits aus der Überblendung von zwei weiteren, der Rückschau und der Vorschau durch die feinsinnige Messung ergeben hat. Wurden die Beweggründe und Erwartungen abgefragt, die konkrete Situation vor Ort „vermessen“, die Argumente für und gegen einen Sprung mindestens zweimal, mit der Stimme der anderen und der eigenen vernommen und stellt sich dann noch die Zuversicht ein, dass der Verstand einen nicht nur getäuscht hat, steigt die Chance für den Augenblick, der ausreichend Gewissheit verschafft, um entschlossen vor zu gehen und hinaus zu springen. Macht der Springer diesen letzten Schritt, dann nur deshalb, weil er aus einem größtmöglichen Gleichgewicht aller Erkenntnisvermögens heraus handeln und sich der Ruhe, die dieses Gleichgewicht erzeugt, auch noch bewusst werden kann. Das ist nicht überall und jederzeit möglich und darüber, ob diese Ruhe einkehrt oder ausbleibt, verfügt selbst der abgebrühteste unter den Springern nicht. Die Entscheidungsfindung, soviel lässt sich sagen, folgt also einem komplizierten Mechanismus, der hier exemplarisch rekonstruiert wurde. Ihm ist weniger eine an Prinzipien orientierte Moral als vielmehr eine kontextbezogene Ethik unterlegt, aus der die Gefühle nicht ausgespart sind und mit denen die Springer, von denen es weltweit rund 500 gibt, operieren. Wenn sie das tun, bearbeiten sie immer auch schon ein anderes Problem mit und das betrifft die Annahme, dass es einen *freien* Willen gibt, der, von Wünschen und der Sehnsucht durchdrungen, insofern und nur in dem Ausmaß existiert, als sich die Springer Einsicht in das verschaffen, was ihn bedingt.¹⁶

fallen

¹⁶ Vgl. Bieri 2001



Die beiden sind abgesprungen und haben sich von der Last der Entscheidung befreit. Die Kamera hat die Position gewechselt und zeigt die Springer nicht mehr von hinten, sondern vom Himmel fallen. Die Springer sehen das anders und sprechen davon, in der Luft zu liegen,¹⁷ wobei der Wechsel von fest zu gasförmig beiden nicht gleich rasch geglückt ist. Während der Springer rechts im Bild in leichter Sinklage und suchend durch die Luft tretet, hat der links von ihm seine Arme weit ausgebreitet, den Rumpf und ein Bein gestreckt und kann sich dadurch waagrecht und ruhig in der Luft halten. Sich zurecht zu finden in der Luft, meint, eine stabile Position einzunehmen und das bedeutet, sich dort orientieren zu können, wo Leere, also nichts mehr vorzufinden ist. Dabei hilft das Hören. Was die Bilder verschweigen, in Wirklichkeit unüberhörbar wäre, ist der Lärm, den die Springer erzeugen. Denn sei 2,3 Sekunden befinden sie sich in der Luft, was eine Beschleunigung auf cirka 180 km/h heißt und wer bei dieser Geschwindigkeit schon einmal die Hand aus einem fahrenden Auto gestreckt hat, weiß, wie ich meine. Der Widerstand, den die Luft bietet, ist auf der Handfläche spürbar und man hört ihn auch. Nun stelle man sich die Fläche des gesamten Körpers vor, der ungeschützt und geradewegs in die Tiefe rast. Der Widerstand, den man dabei zu spüren bekommt, sagt der Springer im Bild links, könne fast mit einer Betondecke, auf die man sich legt, verglichen werden. Nun, dieser Vergleich ist durchaus beruhigend, denn was soll einem schon passieren, wenn man gegen so viel Widerstand fällt? Die Springer hegen übrigens den Wunsch, nicht schnurstracks, sondern Umwege zu fallen, damit es länger dauert und sie die Zeit des Falles mehr auskosten können. Zu diesem Zweck hat man bereits fledermausähnliche Anzüge geschneidert, aber mehr als einen Deut langsamer fällt man damit auch nicht. Der gerade Weg folgt dem Gesetz der Schwerkraft, Fallhöhe und Eigengewicht

¹⁷ Vgl. dazu das Kapitel über die Kulturgeschichte der Luft von Böhme/Böhme 1996, insbes. 191ff

bestimmen die Dauer und all dem nur unterworfen zu sein, so der Springer, ist keine Kunst, sondern der pure Zwang.

Es herrscht die Linie vor und das heißt, die Möglichkeit von Erfahrungen abzuschneiden, was wiederum eine direkte Spur zu Francis Bacon (1561 – 1626) legt. Er unterscheidet zwei Arten von Erfahrung, eine *experientia vaga* und eine *experientia ordinata*, wobei er der letzteren mit der Begründung den Vorzug gibt, dass sie dem richtungslosen Umherirren und Herumtappen, wie es Menschen tun, die nachts nach etwas suchen, ein Ende setzt.¹⁸ Das Experiment wird als eine Erfahrung geboren, die reduziert ist auf die geordnete Durchführung und Auswertung von Versuchsserien. Sie, diese *experientia ordinata*, hat er dann verständlicherweise nicht der Geschichte, sondern dem „sicheren Gang“ der Philosophie zugewiesen, an hervorgehobener Stelle betont er noch die Gleichsetzung von Wissenschaft und Philosophie. Bacon begründet seine neue „Erfahrungswissenschaft“ damit, dass was potentiell erfahren werden kann darauf zu beschränken ist, worüber man Herrschaft gewinnt. Dabei greift er auf eine Devise zurück, die bereits die Könige Isabella und Ferdinand bei der „Befreiung“ Spaniens von den Mauren und Juden verwendet haben, sie lautet: *Plus ultra*. Gemeint war die Ausfahrt der Schiffe über die Säulen des Herkules hinaus und wenn man Gibraltar verlassen hat und im freien Ozean angekommen war, befand man sich jenseits des Bekannten und konnte im bislang Unzugänglichen einen neuen Einfluss gewinnen. Die Annahme war, dass der Mensch handelnd und vollendend mit der Natur umgehen und sie beherrschen kann, wenn er die Dinge *plus ultra* ordnet, benennt und das als seine Erfahrung begreift. Dabei hatte man dem Mittelalter ein *non plus ultra* unterstellt und das *non* fallen gelassen, um sich besser abstoßen zu können. Diesen Zusammenhang habe ich bei Dietmar Kamper nachgelesen. Er attestiert der Gegenwart ein *Ultra* und fordert, unter der Voraussetzung, dass die Moderne durch die Überschreitung aller Grenzen eine Grenzenlosigkeit herbeiführt, die gegen die ursprüngliche Intention Unterschiedslosigkeit bedeutet, dieses *Ultra* als solches zu begreifen.¹⁹

Was bedeutet das für die Springer vom Eiger? Zunächst einmal nur, dass das Beispiel gut gewählt ist, denn niemand wird bestreiten, dass hier Grenzüberschreitungen vorliegen. B.A.S.E.-Jumping handelt geradezu prototypisch vom *Ultra*, setzt es plastisch ins Bild und erinnert an die Bilder vom 11. September, weshalb ich es als kühne Metapher für das 21. Jahrhundert nehme.

Inhaltlich berichten diese Fallbilder vom Eiger von einem experimentalen Handeln und rekurrieren auf das Selbstverständnis der Moderne. Zwei Menschen stellen Versuche mit sich selbst an und folgen dabei einer Doppelstruktur: Sie gehen mit Kalkül vor, bereiten sich auf

¹⁸ Vgl. Bacons *Novum Organon* I, 82 nach Kambartel 1968, 78

¹⁹ Vgl. Kamper 1998, 266ff

jede Unwägbarkeit vor, halten sich streng an ein Ziel und entwickeln einen Plan, von dem sie zugunsten des Neuen und Überraschenden immer wieder abkommen. Das Abenteuer ist zwischen einer systematischen Absicherung und der Progression ins Unbekannte angesiedelt und das wusste Francis Bacon bereits, weil die Wurzeln des Abenteuer-Denkens weit zurück reichen. Dieser Geschichte ist der Romanist und Literaturwissenschaftler Michael Nerlich mit dem Gegenwartsbezug auf die „Risikogesellschaft“ nachgegangen und dabei auf Chrétien de Troyes gestoßen, dessen Schaffensperiode sich auf die Jahre von ca. 1160 – 1190 erstreckt. Dieser Dichter hat eine erstaunlich genaue Begriffsbestimmung vorgenommen,²⁰ weshalb Nerlich zu behaupten wagt, dass die Kategorie des Abenteurers bislang unterschätzt wurde, aber sie mehr als alle anderen Denkformen dazu beigetragen hat, die Welt irreversibel in die Moderne zu verwandeln.²¹ Der abendländische Mensch konnte und kann im Abenteuer mehr als anderswo dem Zufall seine höchste ästhetische Form verleihen. Dabei war das Abenteuer ursprünglich zur Errettung des maroden Ritterstandes gedacht²² und ist bis heute der Garant für die Unaufhebbarkeit des experimentalen Handelns geblieben, mehr noch, es stellt die fortgeschrittene Experimentalexistenz der Menschen in aller Schärfe dar und auch in Frage.

sinken

²⁰ Zu einem Abenteuerer gehört, dass er unzufrieden ist, d.h. seinen gegenwärtigen materiellen und/oder geistigen Status als unzureichend empfindet, Wunsch und Willens ist, ihn zu überwinden und dafür Arbeit und Gefahren auf sich nimmt und den Ort verlässt, um im Unbekannten nach etwas zu suchen, was er nicht u kennt, das neu, rar, gefährlich und materiell und/oder geistig profitabel sein muss. Zum Gelingen sind Risiken einzugehen, d.h. Verwundung, Gefangenschaft, Verlust, Tod oder die Ergebnislosigkeit der Suche. Dem wird durch Vorsicht, Training, Kampfstrategie, Waffentechnik, Planung, Risikoberechnung entgegen getreten, außerdem müssten Findsysteme entwickelt und Kooperationen betrieben werden, damit das per Zufall und System gefundene Neue wie beispielsweise ein Opfer, der Sklave, Partner, Freund, die Beute, Ware, Kenntnis oder Geliebte den eigenen Status verwandeln konnte. Der geänderte Status zum Besseren hin, die Veredelung des Menschen durch das bestandene Abenteuer also, verlangt nach der Rückkehr eine neue Integration durch die soziale Anerkennung der Zuhausegebliebenen und gleichzeitig die Akzeptanz der Vorläufigkeit dieser Rückkehr mit ihrem Zwang zur Wiederholung. Denn das Selbsterrettungsprogramm der Ritter lautete: Wer auszieht, um Mensch zu werden, muss nach der Heimkehr in die Gemeinschaft aufgenommen werden und man muss ihn jederzeit wieder aufbrechen und von dannen ziehen lassen, da sich nur in der Suche, im Bestehen der Gefahr und Bericht über sie am Hof das Höchste, was ein Mensch auf Erden erlangen kann, verwirklicht (vgl. Nerlich 1997, insbes. 201).

²¹ Vgl. Nerlich 1997, 18

²² Als sich im 12. Jahrhundert herausstellte, dass die politisch mächtigste, aber wirtschaftlich unproduktive soziale Klasse der Ritter bedroht war, hat man mit der Ideologisierung des Ritterwesens und damit mit dem neuen Programm der ritterlich-noblen Menschlichkeit angefangen. Die Ritter waren einerseits mengenmäßig unterlegen und gerieten dadurch zunehmend in finanzielle Schwierigkeiten, zudem kamen sie auch durch die Herausbildung immer größerer Feudalfürstentümer und der Rekonsolidierung der königlichen Macht unter Druck. Das wirkte sich so aus, dass sie sich durch ein Abgleiten ins Banditentum, oder aber durch die Umwandlung des Ritterstatus in den des Söldners oder Soldaten in stehenden Heeren gefährdet sahen. Um diesen realen Machtverlust zu kompensieren, begann die Ritterschaft ihre eigenen ethisch-kulturellen Qualitäten zu entwickeln und sie zu rühmen und so die eigene Existenz als notwendig zu rechtfertigen. Diese Aufgabe übernahmen die Intellektuellen aller Couleurs, insbesondere die Dichter wie Chrétien de Troyes, der jedoch trotz allgemeinen Idealisierung des Rittertums deren profanen Charakter bewahrt hat und seine Helden im Irdischen handeln ließ (vgl. Nerlich 1997, 207ff)

Inzwischen haben beide die richtige Position gefunden und liegen stabil in der Luft. Die Geschwindigkeit hat zugenommen und die Reibung für die Körper auch, so dass sie von der Luft getragen werden. Dieser Zustand, sich voll und ganz von der Luft getragen zu fühlen, bedeute absolute Freiheit, sagt Hannes Arch und auf die Frage, welches Gefühl diese absolute Freiheit begleitet, antwortet er ohne nachzudenken, dass es eine maßlose Freude sei, die sich nicht beschreiben lässt und beinahe das Bewusstsein nimmt und zwar deshalb, weil sie ein Erstaunen, vielleicht sogar einen Schock auslöst darüber, dass ein Mensch auf einmal so viel Freude erleben kann und darf und trotzdem noch da, in dieser Welt ist.

Exkurs 1: Zuschauen und Nachschreiben

Was geschieht nach einem Perspektivenwechsel, wie sieht das Innen des Springers von außen aus, lässt sich seine Freude „sehen“? Soviel vorweg: Die Gesichter werden nicht gezoomt, die Gestalten bleiben klein und wirken fern, sie zeigen aber etwas, das mich je länger desto mehr fasziniert. Auf die Frage woher diese Faszination rührt, sucht das Folgende eine Antwort zu geben.

Zunächst einmal glaubt man sich in einem Theater und das ist ein „Ort, an dem sich etwas Zeigens Würdiges ereignet“.²³ Wäre man bei der Uraufführung dabei gewesen, hätte sich der Ort selbst, die Eigernordwand, als zeigenswürdig erwiesen. So aber, in der Retrospektive und Wiederholung auf Video, tritt die übermächtige Wand zugunsten eines Ausschnittes, der die Darsteller zeigt, zurück und wandelt den Ort zur Kulisse.²⁴ Was im 17. Jahrhundert der Theaterbegriff bewerkstelligen sollte, wird heute dem der Inszenierung zugeordnet. Dabei handelt es sich um einen jungen Begriff, der erst 1837 durch August Lewald aus dem Französischen übernommen und dann in die deutsche Sprache eingebürgert wurde. Inszenierung als „die Setzung in die Szene“ meint, „ein dramatisches Werk vollständig zur Anschauung bringen, um durch äußere Mittel die Intention des Dichters zu ergänzen und die Wirkung des Dramas zu verstärken.“²⁵ Die äußeren Mittel der Ergänzung und Verstärkung beziehen sich sowohl auf die „Anordnung der Ausschmückung“ als auch auf die „Anordnung des Lebendigen“,²⁶ wodurch „Unsichtbares“ zur Erscheinung gebracht werden soll.²⁷ Die Inszenierung ist eine ästhetische und eine anthropologische Kategorie in dem Sinne, als sie auf schöpferische Prozesse abzielt, die Kultur erzeugen, indem sie Imaginäres, Fiktives und Reales immer wieder auf eine andere Weise zueinander zu Beziehung setzen. Das ist deshalb

²³ Rusterholz nach Fischer-Lichte 1998, 81

²⁴ Vgl. Peskoller 2007d

²⁵ Vgl. Lewald nach Fischer-Lichte 1998, 82

²⁶ Vgl. von Aktas nach Fischer-Lichte 1998, 83

²⁷ Vgl. Craig nach Fischer-Lichte 1998, 84

möglich, weil nach Helmuth Plessner Menschen exzentrisch positioniert sind.²⁸ Die Abständigkeit zu sich selbst, die den Menschen eignet, schafft die Möglichkeit und auch die Notwendigkeit zur Inszenierung und kann als ein unablässiger Versuch verstanden werden, sich selbst zu stellen.

Wie machen das die Springer? Sie stellen sich, das wurde schon erörtert, der Sollensfrage und dann der Kamera, das zeigen die Bilder, vermutlich auch den Blicken der Schaulustigen von Grindelwald und jetzt, wo das Schaustück zuende und ein Video davon übrig geblieben ist, stellen sie sich mit Hilfe der Aufzeichnung ihren Erinnerungen, um über die Erzählung aus dem rauschhafte Erleben eine verlässliche Erfahrung gerinnen zu lassen. Von dieser Möglichkeit hat Hannes Arch ein Jahr nach dem Sprung Gebrauch machen wollen und mir eine Kopie seines Videos mit dem Kommentar überlassen, „da ist wenig zu sehen, es geht schnell, einpaar Sekunden, dann ist alles vorbei“.

Die Aufzeichnung habe ich mir dann mehrmals angeschaut und zu erkennen war tatsächlich wenig, so dass ich nach einer Geschwindigkeit suchen musste, die ein genaues Beobachten erlaubt. Zu diesem Zweck wurde das Video bis zu 10% der Filmechtzeit verlangsamt, Farbe und Ton weggelassen, damit möglichst wenig von dem ablenkt, was der Fall ist. Dem verringertem Tempo der vereinfachten Bilder habe ich die Denkbewegungen eingepasst und die dabei Entdeckung gemacht, dass hier zwei Prinzipien am Werk sind: das Prinzip der Ähnlichkeit und das Prinzip der Unähnlichkeit oder Alteration. Ersteres bezieht sich auf das Verhältnis zu den in den Bildern dargestellten Körpern, letzteres auf den Raum, in dem diese Körper sich bewegen. War es noch möglich, sich in die abspringenden, fallenden und sinkenden Körper hinein zu versetzen, gelang das für den abgesonderten, unwirtlichen Ort der Eigerwand, selbst wenn man ihn kannte, nicht mehr ganz so einfach. Er verhielt sich resistent gegenüber dem Blick und hermetisch gegenüber dem Verstehen.

Die beiden Prinzipien, die beim Zuschauen zeitgleich wirksam und durch die Verlangsamung und Wiederholung der Bilderfolgen verstärkt spürbar wurden, versetzten mich regelmäßig in einen angespannten Zustand, der nicht nur gemütlich war. Um sicher zu gehen, dass diese Wirkung nicht nur mich betrifft, habe ich das Video auch anderen Menschen vorgeführt, einmal war Hannes Arch dabei und jedes Mal erzielte dieses Experiment denselben Effekt. Die Körper auf den Zeitlupenbildern übten eine Faszination aus, der man weder als Laie, Experte noch Forscherin entkam. Die Spannung, die sie hervorrufen, musste also mit dem Akt der Wahrnehmung zu tun haben, der die Körper unaufgefordert „zuschaltet“. Diese Zuschaltung könnte wiederum nur mit dem Körpergedächtnis zusammenhängen, das die

²⁸ Vgl. Plessner 1964

Wahrnehmung aktiviert. Da davon kaum jemand nicht betroffen zu sein scheint und sich, wenn überhaupt, nur mit großer Mühe dieser schlagartigen Wirkung der *kriechenden Bilder* entziehen kann, habe ich den Spieß umgedreht und die Tatsache, dass diese Bilder die Zuschauer affizieren nicht als einen Fehler oder Mangel, sondern als ein Kapitel zu betrachten gelernt. Das Wissen um die „Ansteckung“ und deren Akzeptanz wurde zum Wegbereiter und Ausgang für ein Verfahren, das ich *Nachschreibung* nenne und in den Studien über das Klettern und Höhenbergsteigen bereits erprobt war.²⁹ Die *Nachschreibung* macht sich das Problem der verlorenen Distanz zunutze und geht davon aus, dass es kein Denken ohne den Körper und kein sicheres Terrain jenseits der Bilder gibt, überlässt sich deshalb offensiv ihrer Wirkung mit dem vorläufigen Ergebnis, dass die Nähe zum Körper und zu den Bildern die Aufmerksamkeit nicht nur steigert, sondern darüber hinaus auch noch Energie erzeugt und diese Energie Agens und fester Bestand des Verfahrens und zudem ihr Gegenstand ist. Ob nun diese Energie, die in der Beobachtung der vom Eiger fallenden Körper auf Video bei den Zuschauern entsteht mit der Energie gleich zu setzen ist, die von begnadeten Darstellern auf der Theaterbühne ausgeht und das Publikum, worüber Erika Fischer-Lichte schreibt, erfasst ist anzunehmen, müsste im Detail aber nachgewiesen werden.³⁰ Worüber ich nicht im Zweifel bin, ist, dass zwischen beiden Varianten ein Zusammenhang dergestalt besteht, dass hier wie dort Energie erzeugt, zum Fließen und Zirkulieren gebracht und dann als ein Ereignis wahrgenommen wird, das eine Erfahrung der Präsenz ermöglicht. Diese Erfahrung spürbarer Gegenwart bedeutet, dass über die Kraft, die vom anderen ausgeht und die einen unmittelbar berührt, man sich selbst als einen *embodied mind*³¹ empfinden kann.³² Diese Empfindung stört den Forschungsprozess nicht, gehört zu ihm, löst ihn aus und hält ihn im Gang und trägt so zu einer Erkenntnis bei, die davon geleitet ist, dass weder im Vollzug des Extremsports, noch beim Zuschauen oder Forschen über ihn sich Körper und Geist/Bewusstsein separieren lässt. Aus diesem Grund erweist sich die *Nachschreibung* auch als ein ethnographisches Verfahren, weil es wegen der Nähe zu den Körpern, ihrer Empfindungs- und Erinnerungsfähigkeit am

²⁹ Vgl. z.B. Peskoller 1999a,c, 2000, 2003a,b, 2005b, 2007b

³⁰ Von der Berliner Theaterwissenschaftlerin werden z.B. der „heilige“ Schauspieler Ryszard Cieślak oder auch der orientalische Schauspieler/Tänzer Eugenio Barba genannt, deren Präsenz auf besonders intensive Weise spürbar gewesen sein soll (vgl. Fischer-Lichte 2006, 180 und 2004, insbes. 130ff)

³¹ Genaueres zu diesem Begriff findet sich bei Varela/Thomson/Rosch 1999, auf die er zurückgeht. Die Vorstellung von einem verkörperten Geistes ist älter, so hat z. B. Merleau-Ponty in seiner Philosophie des Fleisches (*chair*) nach einer Vermittlung zwischen Leib und Seele, Sinnlichem und Unsinnlichem gesucht und zwar in einer nicht-dualistischen und nicht-transzendentalistischen Weise (vgl. Merleau-Ponty 1994)

³² Diese Gleichzeitigkeit, dass in der Präsenz des Darstellers der Zuschauer den Darsteller und zugleich sich selbst als einen *embodied mind* erlebt und erfahren kann, wird von Fischer-Lichte als das *radikale Konzept von Präsenz* vorgestellt (vgl. Fischer-Lichte 2006, 180); dieses Konzept könnte versuchsweise auf den Extremsport übertragen und dann wegen der Lebensgefahr, die real so im Theater nicht gegeben ist, etwas noch verändert werden.

Kollabieren des Körper-Geist-Dualismus arbeitet und während dessen einer Selbstfremdheit am eigenen Körper begegnet, die auf der gewohnheitsmäßigen Trennung von Körper und Geist beruht. Das spürbare Fremdwerden im Eigenen korrespondiert mit der durch die Bilder vermittelten Fremdheit der anderen und kulminiert in der Abweisung durch die Wand. Das erzeugt nach der Nähe, in einem zweiten Schritt eine große Ferne und weist keinen Ort an, zu dem man flüchten kann. Deshalb darf streng genommen von einer Beschreibung nicht mehr gesprochen werden, denn wer beschreibt, müsste sich seines Ortes halbwegs sicher sein. Da das Forschungssubjekt seinen Status aber zur Disposition gestellt hat, ist diese Sicherheit so nicht mehr gegeben und was bleibt, ist nur noch die Suche danach. Bei dieser Suche kann die brüchig gewordene Körper-Geist-Trennung nicht hintersritten oder rückgängig gemacht werden, sie gehört zum Werkzeug dieser Suche und muss entsichert und mit ihm die Spuren ihrer Auflösung nachschreiben. Dabei wird auf die Resonanzfähigkeit der beteiligten Körper gesetzt und mit der angstbesetzten Kehrseite und dem Untergrund der Bilder kollaboriert und gemeint sind die Bilder über die Körper derer, die handeln, d.h. springen, fallen, sinken usw. aber auch jene Körper, die beim Zuschauen, d.h. im Akt der Wahrnehmung sich selbst unvermittelt ausgesetzt sind. Ob Dietmar Kamper *diabolische Wahrnehmung* da weiter hilft, wäre zu prüfen,³³ keine Zweifel bestehen in der Absicht, an einem Repräsentationssystem für das arbeiten zu wollen, was aus der Repräsentation weitgehend ausgeschlossen ist.³⁴ Der Grund für den Ausschluss sind auch beim Extremsport die Tabuverletzungen. Eine besteht darin, ein Leben, das um jeden Preis gelebt werden muss, zu gefährden und das zwar nicht gewollt, aber es wegen der Form und Orte, die zur Kultivierung der eigenen Obsession gewählt werden, doch zu tun.³⁵ Dem Ausschluss aus dem Repräsentationssystem wird wegen der Tabuverletzung nicht mit einer Diskursanalyse oder Ideologiekritik, sondern mithilfe der *Nachschiebung* entgegen gewirkt, deshalb, weil sie auf eine präzise Wahrnehmung und mithin auf die Aufhebung der Körper-Geist-Trennung angelegt ist, dadurch Energie freisetzt und eine sinnliche Datenfülle erzeugt, die im Zustand der Selbstfremdheit vorschnelle Erklärungen abweist. Die Abweisung dessen, was man immer schon zu wissen glaubte, ist die Voraussetzung für den nächsten Schritt und der wäre durch das Nadelöhr der Angst zu schlüpfen und ein moralisches Selbstverständnis für das zu entwickeln, was der Etablierung

³³ Wenn Dietmar Kamper von dieser besonderen Wahrnehmung spricht, hat er eine Zeitform *nach* der Entfernung der Körper und *nach* dem Tode Gottes als Sturz nach allen Richtungen zugleich vor Augen, der reiner Ausdruck einer unmöglichen Gegenwart ist und nicht mehr mit einer symbolischen Lektüre, sondern nur noch einer diabolischen Wahrnehmung registriert werden kann. Die Hoffnung, die damit verbunden ist, wäre bestenfalls eine neue Qualität des Realen, die die Unmöglichkeit zur Einheit erträgt und bezeugt (vgl. Kamper 1996, 107f)

³⁴ Vgl. Bataille 1985, Bischof 1984, 8f; Peskoller 1998a,b, 2001, 2002, 2003a, 2007b,c

³⁵ Vgl. Peskoller 1999³, 21-48

gesellschaftlicher Normierung und den moralischen Grundvorstellungen zuwider läuft. Dieser Widerstand ist gegen die Gewohnheit und zur Befreiung von Ressentiments zugunsten einer Tiefenschärfe im Verstehen von extremen Phänomene zu leisten und er zielt, worauf Normierungen am nachhaltigsten einwirken: auf die Körper³⁶ und Gefühle, die im Laufe des Zivilisationsprozesses, das wäre bei Norbert Elias nachzulesen, auf mittleres Niveau eingeschliffen werden müssen.. Darauf nimmt der Extremsport keine Rücksicht, er handelt mit den großen Ausschlägen, von denen die Körper in Aktion ebenso wie die in der Rezeption betroffen sein können, was unter dem Diktat der Zivilisation und im Zuge ihrer Nachschreibung sich als Skandal erweist.³⁷

weiter sinken

Wenn der Springer sinkt, sinkt er und tut nichts, was dieses Sinken aufhält oder verhindert. Er will dagegen gar nichts unternehmen, weil die Wirkung, von der er sagt, dass sie ihn so sehr mit Freude erfüllt und Ausdruck absoluter Freiheit ist, gestört wäre. Diese „absolute“ Freiheit versuche ich mit Georges Bataille als eine zu begreifen, die kein hehres Ideal, sondern konkrete Erfahrung geworden ist und den momentanen Zusammenbruch der Schemata herbeiführt, die normalerweise das Leben der Menschen determinieren. Konkret erfahrene Freiheit ist skandalös und revolutionär, wobei ich (noch) nicht so weit gehe und behaupten würde, dass B.A.S.E.-Jumping die Gesellschaft verändert. Dass sie als eine radikale Praktik gesellschaftliche Verhältnisse, insbesondere die fortschreitende Entsicherung der Individuen aber widerspiegelt, in dieser Spiegelung wiederholt und durch die Wiederholung etwas davon durcharbeitet und kritisiert, das wage ich doch zu vermuten. Meine Vermutung geht sogar noch ein Stück weiter und betrifft den erkenntnistheoretischen Impuls, den diese Praktik in sich trägt und der dem politischen Impuls vorangeht, von dem Bataille sagt, dass dem ekstatischen Bewusstsein einer möglichen Welt, die ganz Verschwendung ist, eine Veränderung des Denkens folgen muss. Eine solche Veränderung zeichnet sich im Ergebnis durch Auflösungsprozesse der Machtmechanismen ab, an die das Denken gekettet ist. Ehe man sich also anschickt, die Gesellschaft seiner Zeit zu kritisieren, sind vorher noch die

³⁶ Dazu empfiehlt sich außer Foucault insbesondere von Weizsäcker 1956

³⁷ Davon ist in seiner soziologischen Analyse der Darmstädter Sportprofessor Karl-Heinrich Bette ausgegangen, wenn er vermutet, dass die Motive zur Ausübung von riskanten Praktiken auf die „unzeitgemäß“ gewordenen Bedürfnisse hinweisen, die in der Gegenwartsgesellschaft an den Rand gedrängt, aber im Abenteuer- und Risikosport ausgelebt werden und deshalb neue Lesarten der modernen Gesellschaft und ihrer Körperpraktiken eröffnen (vgl. Bette 2004; vgl. auch Peskoller 2007b,c)

Kategorien zu kritisieren, in denen auf Gesellschaftliches reflektiert wird und das bedeutet Anstrengung.³⁸

Wenn man nun Batailles Forderung auf das Beispiel, genauer, auf die Aussage des Springers bezieht, der die absolute Freiheit mit maßloser Freude beschreibt und wenn man dann noch seiner Begründung Glauben schenkt, die auf das Erstaunen abstellt, trotz allem nicht aus der Verankerung in dieser Welt gerissen worden zu sein, darf dem Extremsport eine subversive Bewegung unterstellt werden. Diese Bewegung plädiert für das Erstaunen, setzt wegen der Körper und Gefühle auf Verschwendung und beteiligt sich durch die von ihr versuchten Rauschzustände und ekstatischen Momente an der Demontage von Denkformen, auf denen die abendländische Kultur aufruht. Rita Bischof hat diese subversive Bewegung mit Bezug auf Nietzsche und Bataille als eine charakterisiert, die nach zwei Seiten hin trägt: zu einer Metaphysik der Immanenz, die sich an der Oberfläche von nicht rationalen Phänomenen versteckt hält und zu einer politischen Theorie totalitärer Herrschaft.³⁹

Im Anschluss daran könnte B.A.S.E.-Jumping als punktueller Eingriff in fest gezurrte Denk- und Handlungssysteme fungieren, ohne ein Gegensystem errichten oder lückenlos über sich selbst aufklären zu wollen. Der ursprüngliche Grund der Freude, daran sei doch noch einmal erinnert, war, dass das Element Luft wirksam wurde und der Springer sich davon getragen fühlte. Weil die Wirkung aber nicht zur Ordnung des Planens, sondern zur Ordnung der Konsequenz gehört,⁴⁰ kann die Freude des Springers keine Folge seines Wollens oder Bewusstseins, sondern nur das Ergebnis eines *Vertrauens* in etwas gewesen sein, das sich der Schärfe des Willens und dem überempfindlichen Bewusstsein der Welt, wie sie ist, für den Moment entschlägt und dabei Funken von Freiheit versprüht, die sich an der Oberfläche, in Freude mitteilen.

Exkurs 2: Vom Fliegen in der Luft

Ob die Lust am Fliegen, sprich Leben so alt ist wie die Menschen, weiß ich nicht, sicher ist nur, dass sie sehr alt sein muss.⁴¹ Anfangs, als der Traum vom Fliegen nur ein Traum war, hat er wenig bis nichts mit der Luft und ihrer Gewaltigkeit zu tun gehabt. Vielmehr war dieser Traum reine Phantasie und mithin selbst ein Flug, leicht und ohne die Gefahr im Sturz umzukommen. Je kühner sich die Phantasie zu erheben vermag und fortfliegt, desto sicherer werden ihre Bewegungen und um so länger die Strecke, die sie hinter sich brachte. Die

³⁸ Vgl. Bischof 1984, 8f

³⁹ Vgl. ebd. 9

⁴⁰ Vgl. Jullien 1999, 126ff

⁴¹ Vgl. Adamowsky 2004

Sehnsucht, fliegen zu können, gehört, soweit man sie überhaupt zurückverfolgen kann, zum imaginären Repertoire der Menschheit. Hartmut Böhme unterscheidet die mythischen Vorstellungen von Göttern, Propheten und Heroen, denen man die Flugfähigkeit zusprach wie beispielsweise Hermes, der geflügelte Götterbote oder die biblischen Propheten, die auch häufig fliegen konnten von den magischen Praktiken, wie die Flüge der Schamanen, Fakire oder Zauberer. Eine Ausnahme bildet die Flugvorstellung des Ikarus, weil in ihr das Fliegen bereits zum technischen Projekt wurde. Wobei Ikarus deshalb scheitert, weil er mit seinem von Daidalos sagenhaft konstruierten Flugapparat aus Wachs und Federn sich zu nah an die Sonne wagte und dann abgestürzt ist.⁴² Ohne hier den langen Weg zur technischen Realisierung und Absicherung des Fliegens nachzuzeichnen, angefangen in der Blütezeit von Knossos 1500 v.u.Z. bis herauf zu Otto Lilienthal, fällt auf, dass der Beweggrund dieser unterschiedlichen Flugvorstellungen immer die Befreiung als Überwindung von Erde und Raum bedeutet und eine Ahnung von der Kraft gibt, die uns all das überhaupt erst ausmalen wie denken lässt. Die Rede ist von der Einbildungskraft. Sie hat, fliegt man nun tatsächlich oder nur vorgestellt, sich dem Faktum zu stellen, dass der Mensch, dem sie zugehört schwerer ist als jenes Element, dem die Kraft zur Einbildung so sehr ähnlich ist. Die Luft wird als ein die Erde umgebendes Gasgemenge definiert, aber auch als Pneuma, Hauch, Geist, Atmosphäre, leichter Wind, freier Raum und als Zwischenraum. Die Luft ist das unsichtbare Element. Sie ist ungreifbar und gibt keine Orientierung. Das mag der Grund dafür gewesen sein, dass sie Paracelsus schlechthin mit dem Chaos gleichgesetzt hat, ein Ausdruck, aus dem später van Helmont den Begriff „Gas“ bilden wird.⁴³

Von diesem Chaos sind die zwei sinkenden, von allem Festen losgelösten Körper umgeben und das hat zweifellos etwas Ästhetisches, aber auch etwas Unheimliches und vor allem Einsames an sich, was der Umstand, dass sie nicht allein, sondern zu zweit sinken, verstärkt. Allem außer dem Gesetz der Schwere entbunden, sind sie vollkommen frei, dadurch aber auch ganz und gar verlassen. Ihr Zustand ist befreiend und beklemmend zugleich und der Ablauf bleibt trotz des überwältigenden Gefühls, ein zwingender, ihm entkommen sie nicht. Außerdem könnte keiner von beiden, auch wenn er es wollte, dem jeweils anderen zur Hilfe kommen, jeder bleibt für sich, allein.

schweben

⁴² Vgl. Böhme 1996, insbes. 292

⁴³ Vgl. Böhme 1996, 291 und Peskoller 2005a, 213f



Zuerst taucht der eine, dann der zweite auf und beide scheinen zu schweben. Es ist als würden sie durch ein Nichts treiben. Sie gleiten von rückwärts nach vorne und dieses merkwürdige Durchstreichen der Luft löst beim Zuschauer einen leichten Taumel aus. Für einen kurzen Moment dreht sich etwas im Kopf, so, als mische sich Wissen mit Nichtwissen, Sicherheit mit Unsicherheit, Darstellung und Selbstversuch. In dieser kurzen Szene – nimmt man den Sprung im Bild als eine Metapher – wird die Paradoxie des Weltbezugs verhandelt: zur Welt gehören und doch in ihr nicht aufzugehen. Im Modus des Schwebens bleibt der Bezug zur Welt auf gespenstische Weise gebrochen. Es kommt zu einem Gegen- und Miteinander von Sein und Schein, Wahrheit und Täuschung, Sinnlichkeit und Reflexion, in der Schwebeweise erscheint alles gleichzeitig möglich.⁴⁴ Das macht den Zustand der Unentschiedenheit attraktiv, verweist auf die Grundstruktur menschlicher Verfasstheit und damit auf die Fragilität einer Freiheit, die um den Preis ihres Verlusts nur abzusichern ist. Das Unentschiedene wäre die Null zwischen den Extremen: Man ist nicht mehr und hat noch nicht, entschieden. Meines Erachtens steht diese Formel für das *Überleben*, anthropologisch gesehen lässt sie sich mit der Doppelgesichtigkeit des Menschlichen verbinden, die dort aufblitzt, wo nach Edgar Morin sich plötzlich das andersartige Gesicht von *homo demens* über das uns vertraute ernsthafte, arbeitsame, fleißige Gesicht des *homo sapiens* stülpt.⁴⁵ Dieser Moment, in dem der vernünftige vom verwegenen Menschen überblendet wird, ist von einem Taumel begleitet, der im Schrecken über sich selbst gründet. Der Taumel hat aber auch sein Gutes, denn im Zuge der Überblendung und ihrer Verschattung, die den Taumel verursacht, stellt sich eine erste Orientierung ein. Sie kann als Momentaufnahme einer Grenzüberschreitung gelesen werden,

⁴⁴ Vgl. Schulz 1985

⁴⁵ Vgl. Morin 1974, 135

die, wie die Wirklichkeit auch, fließend und veränderlich verfasst ist,⁴⁶ daher zwar keine Sicherheit verspricht, aber auf eine Wahrnehmung verpflichtet, die sich selbst unter den Bedingungen ihres fortschreitenden Zerfalls wahrnimmt. So eine Wahrnehmung trifft ihren Anfang, achtet als *awareness* die Gefahr und schafft einen letzten Zugang zur Wirklichkeit. B.A.S.E.-Jumping investiert in einen eklatanten Wirklichkeitsverlust, indem es sich aufhält in der unmittelbaren Nähe zum Tod und Wahn, gleichzeitig vollführt es mindestens ebenso drastisch einen Kampf gegen das Sterben und für die Errettung einer Wirklichkeit, die unvermittelt Gewissheit verschafft. Über die Ambivalenz dieser Praktik nachzudenken beinhaltet Beweglichkeit und eine Unentschiedenheit, wie sie sich im Zustand der Schweben ausdrückt. Die Übung wahrzunehmen, unter den Bedingungen ihres Zerfalls, findet dies- und jenseits der Bilder und an der Grenze zum Schock statt, wodurch diese Variation des Extremsports durchaus der Kunst zuzurechnen wäre, einer Kunst, die herausarbeitet, was ihr fehlt.⁴⁷

stürzen

Vom Ende her betrachtet, schweben die Springer nicht mehr, sie stürzen dem Ende zu und keine 3 Sekunden trennen sie mehr vor dem Aufprall. Nun darf nichts vergessen werden. Sie müssen die Reißleine ziehen und dieser Handgriff muss sitzen. Sie greifen mit der rechten Hand zurück, das geht aber so schnell, dass zur Beobachtung dieser kleinen Bewegung selbst die verlangsamten Bilder nichts mehr nützen. Die Leine ist gezogen, der Rest spielt sich im Kopf ab. Der Zweifel, ob getan wurde, was zu tun war, ist wegen der Geschwindigkeit groß. Die Springer werden vom Zustand reinsten Freude an der Grenze zur Bewusstlosigkeit in einen Zustand der Schweben aus Unentschiedenheit befördert und aus ihr heraus in eine Nüchternheit geschleudert, die nüchterner als nüchtern ist, weil dem Moment entgegen zu warten ist, der klärten wird, ob man heil davon kommt oder nicht. Während dieses Wartens steht man aber nicht still, sondern stürzt mit einem Affenzahn, ungebremst weiter. Das sei der unerträglichste Moment beim Springen, sagt Hannes Arch, er dauert eine halbe Sekunde und erscheint als eine Ewigkeit. Während der Springer den kurzen, kräftigen Ruck nach oben, den er bekommt, wenn sich der Schirm vollständig geöffnet hat, abwartet, wiederholt sich die Geschichte des Anfangs: Jetzt muss die Konsequenz des eigenen Entscheids, der kurz vor dem Absprung gefällt wurde, in aller Schärfe und bei vollem Bewusstsein, ohne die Möglichkeit einzugreifen ausgestanden werden.

⁴⁶ Vgl. Nietzsche *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. 1980, Bd. 1, 882 nach Welsch 1993, 36

⁴⁷ Vgl. Peskoller 2003b

Dem Weichen des Fallens Sinkens oder Schwebens folgt eine Nüchternheit und Härte, die mit nichts mehr spielt, es gibt kein Eintauchen, nichts Rauschhaftes, keine Betäubung, nur noch Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die nichts offen hält und alles preisgibt. Überall Verluste: Verlust des Geheimnisses, Verlust der Distanz und Verlust des Spiels mit der Illusion.⁴⁸

aufhören

Es ist gut gegangen, der Schirm hat sich geöffnet und sie sind glücklich gelandet, auf einer Wiese bei Grindelwald. Ein Jahr später sprangen Ueli Gegenschatz und Hannes Arch vom Matterhorn,⁴⁹ dieser Sprung war wegen der Wandhöhe sehr viel kürzer und hat nicht wie beim Eiger 11, sondern insgesamt nur noch 4 Sekunden gedauert, der Absprung ging unmittelbar ins Stürzen über, die Augenblicke erfahrbarer Freiheit entfielen zugunsten einer Gegenwart der Ungewissheit, die über die Grenze des Ekels gesteigert war und hinterher einen der Springer veranlasst hat, damit aufzuhören.⁵⁰

Die eingangs formulierte Frage, *welche Freiheit bringt sich hier wodurch zur Wirkung*, mündet am Ende der Nachschreibung von Eiger B.A.S.E. in die Erkenntnis, dass Extremsport eine äußerst begrenzte, fragile Freiheit verspricht, die nur im Augenblick besteht, den sie mit hervor und der sie zu ihrer Wirkung bringt. Der Augenblick ist eine Dimension von Freiheit und hängt ab vom Ort. Der Ort gibt die Bedingungen für diese Augenblicke zur Freiheit vor und es gibt, dafür steht das Beispiel, keinen Ort, an dem solche Augenblicke nicht möglich sind, mit einer Einschränkung: Der Ort muss freiwillig aufgesucht und die Paradoxie dieser „Freiwilligkeit“ vor und wegen der ultimativen Handlung genau geprüft werden. Das nennt sich dann *Selbsterziehung*⁵¹ und gemeint ist ein ziemlich komplizierter Vorgang, in dem die Freiheit des Willens überhaupt erst erarbeitet wird mit dem Ziel, Chancen zur Freiheit zu ergreifen, mit, trotz und wegen des Risikos.

Postskriptum:

Es war der Ort, der mich zu diesem Beispiel und die Springer zum Springen veranlasst hat. Das Beispiel kann als ein unmögliches bezeichnet werden, weil es im Sprechen über Freiheit auf ein Minimum setzt. Dennoch wurde es mit Bedacht gewählt und obwohl sich Bernhard Rathmayr, dem dieser Beitrag gewidmet ist und der den Strategien zur Selbstermächtigung der Alltagsmenschen auf der Spur ist, vermutlich einen weniger extremen Fall ausgesucht hätte. Das macht die Sache nicht einfach, aber ermöglicht vielleicht die Annäherung an eine Differenz: Wobei die Frage nach dem Menschlichen oder der Geschichte des Körpers keine

⁴⁸ Zum Ergebnis dieser Verluste vgl. Baudrillard 1985, 59ff

⁴⁹ Vgl. Peskoller 2004b

⁵⁰ Das war Hannes Arch, er hat nicht wirklich aufgehört, sondern betreibt jetzt *Air Race*.

⁵¹ Über den Zusammenhang von Extremsport und den pädagogischen Grundbegriffe Erziehung, Bildung und Spiel vgl. Peskoller 2003b und 2005b

Differenz zwischen uns markiert, sie treibt uns beide um und das gilt für die Auseinandersetzung mit Denkern wie Norbert Elias oder Michel Foucault und insbesondere Dietmar Kamper. Ihn hat Bernhard 1988/89 als Gastprofessor ans Institut geholt und dann die Historische Anthropologie in einem Studienplan, dessen Architekt er war, verankert hat. Die positive Folge war eine thematische Öffnung mit einer Unruhe des Denkens, Transdisziplinarität und Zeitgenossenschaften über räumliche Trennungen hinweg und ein institutionell abgesicherten Rahmen, um über das Ungedachte, diesen unaufgelösten Rest des verschwindenden Menschen nachdenken, lehren und forschen zu können.⁵² Dieser Rahmen hat uns über die Jahre auf unterschiedlichste Weise zusammen gespannt und letztendlich zu einem gangbaren Weg für das Forschungsprojekt Konglomerationen geführt. Wo bleibt dann aber die Differenz, für die ich dieses merkwürdige Beispiel herangezogen habe? Sie hängt nicht mit den Fragen, Inhalten, auch nicht mit dem Erkenntnismodell zusammen und kann nicht ausreichend über die Kategorie der Generation und des Geschlechts erklärt werden. Und was die Herkunft betrifft, überwiegt eindeutig die Ähnlichkeit - mit einer Ausnahme und das betrifft den Ort: Bernhard war im sanften Hügelland Oberösterreichs aufgewachsen, ich oben in den Bergen. Er zog für das Studium, insbesondere Karl Rahners wegen nach Tirol, hat sich dann im Mittelgebirge mit Panoramablick auf die Nordkette niedergelassen und bestellt dort nicht nur seine Gedanken, sondern liebevoll auch einen Garten; ich lebe mittlerweile unten im Tal an einem Bach mit Blick auf den Glungezer, gehe in die Berge und bewege mich befristet, wo fast nicht mehr ist, kein Salat, keine Bücher und mitunter auch nicht einmal mehr ein Mensch.

Wendet man auf diese Differenz nun die Erkenntnis der Eigerstudie an, käme man zu folgendem Ergebnis: Lebensorte sind Orte des Denkens und umgekehrt, worum sich das Denken kümmert, wovon es handelt, worüber es erzählt, was es verspricht und woran es scheitert, bestimmt über kurz oder lang und ob man will oder nicht auch das Leben, das man führt und das gebrochen und durchkreuzt wird von jenen Augenblicken, denen man auf welchem Höhenniveau auch immer in der Hoffnung auf Freiheit nachstellt.

Literatur

- Adamowsky, Natascha, Flugsehnsucht – Himmelsparadiese im Diesseits. Technische und ekstatische Fluglinien in der Moderne. IN: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. *Rausch Sucht Ekstase*. Band 13 (2004), Heft 2, 81-93
- Anker, Daniel, Eiger. Die vertikale Arena. AS Verlag: Zürich 1998
- Bataille, Georges, Der verfemte Teil. in: Die Aufhebung der Ökonomie. Hgg. von G. Bergfleth. München 1985, 33-234
- Baudrillard, Jean, Die fatalen Strategien. Matthes & Seitz: München 1985
- Bette, Karl-Heinrich, X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Extremsports. Transcript: Bielefeld 2004
- Bieri, Peter, das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. Hanser: München/Wien 2001
- Bilstein, Johannes/Miller-Kipp, Gisela/Wulf, Christoph (Hg.), Transformationen der Zeit. Erziehungswissenschaftliche Studien zur Chronotopologie. Beltz: Weinheim 1999
- Bilstein, Johannes/Liebau, Eckart/Zirfas, Jörg (Hg.), Menschenbilder. Bilanz und Perspektiven der Pädagogischen Anthropologie. Beltz: Weinheim/Basel 2007 (in Druck)

⁵² Rathmayr 1999, 230

- Böhme, Gernot/Böhme, Hartmut, Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen Am Beispiel Kants. Suhrkamp: FaM 1992
- Böhme, Gernot/Böhme, Hartmut, Feuer Wasser Erde Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente. C.H.Beck: München 1996
- Böhme, Hartmut, Das Steinerne. Anmerkungen zur Theorie des Erhabenen aus dem Blick des „Menschenfernsten“, in: Pries 1989, 119-141
- Egner, Heike/ Kleinhans, Matthias, Trend- und Natursportarten - Ein Strukturierungsversuch. In: Escher 2000, 55-68
- Escher, Anton/Egner, Heike/Kleinhans, Matthias, Trend- und Natursportarten in den Wissenschaften: Forschungsstand – Methoden – Perspektiven“. Czwalina: Hamburg 2000
- „Eiger – B.A.S.E.“, Video von und mit Hannes Arch, 2000, Farbe, 2 Min. >www.redbull-acroteam.com<
- Fischer – Lichte, Elisabeth, Inszenierung und Theatralität. in: Willems, Herbert / Jurga, Martin (Hg.), Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Westdeutscher Verlag: Opladen/Wies-baden 1998, 81-90
- Holzner, Johann/Walde. Elisabeth (Hg.), Brüche und Brücken. Kulturtransfer im Alpenraum von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Aufsätze. Essays. Folio:Wien/Bozen 2005
- Jullien, François, Über die Wirksamkeit. Merve: Berlin 1999
- Kambartel, Friedrich, Erfahrung und Struktur. Bausteine zu einer Kritik des Empirismus und Formalismus. Suhrkamp: FaM 1968
- Kamper, Dietmar (Hg.), Über die Wünsche. Ein Versuch zur Archäologie der Subjektivität. Hanser: München/Wien 1977
- Kamper, Dietmar/Wulf Christoph (Hg.), Das Schwinden der Sinne. edition suhrkamp: FaM 1984
- Kamper, Dietmar, Abgang vom Kreuz. Fink: München 1996
- Kamper, Dietmar, „Ultra“. IN: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. *Jenseits*. Band 7 (1998) Heft 2, 266-277
- Kamper, Dietmar, Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten: Über prähistorische Wahrnehmungsmuster in einer Ästhetik der Posthistorie. in: Die Aktualität des Ästhetischen. Hgg. von Welsch 1993, 329-341
- Kant, Immanuel, Kritik der praktischen Vernunft. Kants Gesammelte Schriften ab 1902. Band V. Akademie-Textausgabe: Berlin 1968
- Katschnig-Fasch, Elisabeth/Huber, Cécile/Niegelhell, Anita/Schaller-Steidl, Roberta. Einsamkeiten. Orte, Verhältnisse, Erfahrungen, Figuren. Turia + Kant: Wien 2001
- Liebau, Eckart/ Peskoller, Helga/Wulf, Christoph (Hg.), Natur. Pädagogisch-anthropologische Perspektiven. Beltz: Weinheim/ Basel/ Berlin 2003
- Meier-Seethaler, Carola, Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft. C.H.Beck: München 2001³
- Morin, Edgar, Das Rätsel des Humanen. Grundfragen einer neuen Anthropologie. Piper: München/Zürich 1974
- Nerlich, Michael, Abenteuer oder das verlorene Selbstverständnis der Moderne. Akademie Gerling Verlag: Berlin 1997
- Peskoller, Helga (a), 8000 – Ein Bericht aus großer Höhe. IN: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. *Jenseits*. Band 7 (1998), Heft 2, 228-240
- Peskoller, Helga (b), „unfassbar und doch wirklich“. Grundzüge eines anderen Wissens von Menschen. In: Berg 99. Alpenvereinsjahrbuch. München 1998, 241-248

- Peskoller, Helga (a), BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe. Eichbauer: Wien 1999³ (1. Aufl. 1997)
- Peskoller, Helga (b), Siebzehn Stunden. Eine Studie zur Qualität von Zeit. in: Bilstein/Miller-Kipp/Wulf 1999, 310-325
- Peskoller, Helga (c), Körper bilden. in: Differenz. Ausstellungskatalog Nr. 12. Hgg. von Christoph Bertsch u.a. Innsbruck 1999, 51-61
- Peskoller, Helga, 1 cm – Zur Grenze der Beweglichkeit. IN: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Metaphern des Unmöglichen. Band 9 (2000), Heft 1, 107-116
- Peskoller, Helga (a), Bergeinsamkeit. Vom Wunsch zur Angst des Scheiterns. in: Katschnig-Fasch/Huber/Niegelhell/Schaller-Steidl 2001, 29-52
- Peskoller, Helga (b), extrem. in: Dies., extrem. Böhlau: Wien/Köln/Weimar 2001
- Peskoller, Helga, 180⁰ – Wendungen des Erhabenen. in: Schöne Aussicht/Bella Vista. Der Blick auf die Berge von Segantini bis Weinberger. Ausstellungskatalog kunstMeran (14.11.2002 – 9.3.2003), Folio: Wien/Bozen 2002, 140-165
- Peskoller, Helga (a), Wider die Vernunft. in: Liebau/Peskoller/ Wulf 2003, 51-56
- Peskoller, Helga (b) Wand-Bild. in: Das Unsichtbare sichtbar machen. Bildungsprozesse und Subjektgenese durch Bilder und Geschichten. Hgg. von Volker Fröhlich und Ursula Stenger. Juventa: Weinheim/München 2003
- Peskoller, Helga (c), Eiger-B.A.S.E. Das Theater der Freiheit. in: Sport Inszenierung Ereignis Kunst. Tagungsband der Muthesius-Hochschule Kiel 2003, 56-63
- Peskoller, Helga (a), Abstieg und Rückkehr. Das Animalische religiöser Erfahrung als Blickgeschehen. in: Wulf/Macha/Liebau 2004, 370-381
- Peskoller, Helga (b), Matterhorn. Übungen für Erwachsene. DGfE Kongress *Bildung über die Lebenszeit*, Zürich 2004
- Peskoller, Helga (c), Anatomie der Nüchternheit. IN: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Rausch Sucht Ekstase. Band 13 (2004), Heft 2, 70-80
- Peskoller, Helga (a), Der Sprung. in: Bilstein/Winzen/Wulf 2005, 209-216
- Peskoller, Helga (b), Berge als Erfahrungs- und Experimentierraum. Bildungstheoretische und anthropologische Aspekte. in: Holzner/Walde 2005, 344-357
- Peskoller, Helga (a), Biwak. Zustände des Untätigseins. IN: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. *Muße*. Band 16 (2007), Heft 1, 113-125
- Peskoller, Helga (b) Erfahrung. in: Bilstein/Liebau/Zirfas 2007
- Peskoller, Helga (c), vermessen. in: Schuhmacher-Chilla 2007
- Peskoller, Helga (d), Wenn Berge Kulisse sind: Konkurrenz und Medien. in: Berg 2008. Alpenvereinsjahrbuch. München/Innsbruck/Bozen 2007 (in Druck)
- Plessner, Helmuth, *Conditio Humana*. Neske: Pfullingen 1964
- Pries, Christina (Hg.), *Das Erhabene: zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. VCH – Acta Humaniora: Weinheim 1989
- Rathmayr, Bernhard, Die Erfindung des Menschen. Marginalien zu einer Erkenntnistheorie der Historischen Anthropologie. in: Dressel, Gert/Rathmayr, Bernhard (Hg.), *Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuche einer Reflexiven Anthropologie*. Studia: Innsbruck 1999, 211-241 (Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studententexte; 2)
- Schuhmacher-Chilla, Doris (Hg.), *Maß und Maßlosigkeit in Kunst und Kultur der Gegenwart*. Athena: Oberhausen 2007 (in Druck)

- Schulz, Walter, Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik. Neske: Pfullingen 1985
- Varela, Francesco J./Thompson, Evan/Rosch, Eleanor, Der Mittlere Weg der Erkenntnis – Der Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Theorie und menschlicher Erfahrung (engl.: The Embodied Mind), München 1996
- Weizsäcker, Victor von, Pathosophie. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 1956
- Welsch, Wolfgang, Das Ästhetische – Eine Schlüsselkategorie unserer Zeit? in: Die Aktualität des Ästhetischen. Hgg. von Wolfgang Welsch. Fink: München 1993, 13-47
- Wulf/Christoph/Macha, Hildegard/Liebau, Eckart (Hg.), Formen des Religiösen. Pädagogisch-anthropologische Annäherungen. Beltz: Weinheim/Basel 2004